

(Nachdruck verboten.)

61]

Arbeit.

Roman in drei Büchern von Emile Zola. Aus dem Französischen
übersetzt von Leopold Rosenzweig.

Fernande erhob den Kopf ein wenig, ihre Augen wurden wieder hell.

„Wie so unsinnig? Warum willst Du ihm die zehntausend Frank nicht geben?“

Sie selbst hatte Boisgelin dazu veranlaßt, diese zehntausend Frank zu verlangen, um dafür ein elektrisches Automobil zu kaufen; sie hatte plötzlich die Laune bekommen, und die Laune war, wie gewöhnlich, zum glühenden Wunsch geworden, in einem solchen Fahrzeug zu sitzen und in toller Schnelligkeit hinzufahren.

„Warum?“ rief Delabeau, sich vergessend. „Weil dieser Dummkopf schließlich mit seiner unaufhörlichen Verschwendung die Fabrik ruinieren wird. Wir werfen um, wenn es in dieser Weise weitergeht. Sieht es denn etwas Sinnloseres als diese ewigen Vergnügungen, diese alberne Eitelkeit, sich von aller Welt ausbeuten zu lassen?“

Mit einem Ruck hatte sie sich aufgesetzt, ihr Gesicht war blaß geworden; und er fuhr mit der täppischen Ahnungslosigkeit des blinden Gatten fort:

„Es giebt nur einen vernünftigen Menschen auf der Guerdache, die arme Suzanne, die einzige, die sich nicht unterhält. Sie dauert einen tief, wenn man sie immer so traurig sieht, und als ich sie heute hat, auf ihren Mann einzuwirken, erwiederte sie mir, indem sie die Thränen zurückdrängte, daß sie sich in diese Sachen nicht mengen wolle.“

Dieser ungeschickte Appell an die rechtmäßige Frau, an die Geopfert, die so hoch und vornehm in ihrem Verzicht war, brachte Fernande vollends außer sich. Aber vor alles andre drängte sich der Gedanke, daß die Fabrik, die Quelle ihrer Genüsse, in Gefahr sein könnte.

„Wir werfen um — warum sagst Du das? Ich dachte, die Geschäfte gingen sehr gut?“

Es klang ein solcher Ton leidenschaftlicher Angst in ihrer Frage, daß Delabeau zur Besinnung kam, und davor zurückschreckend, daß sie die Befürchtungen übertreiben könnte, die er sich selbst nicht gestehen mochte, verschloß er die Wahrheit wieder in sich, die er in seinem Zorn zum Teil enthüllt hatte.

„Die Geschäfte gehen sehr gut, das ist richtig. Aber sie gingen noch besser, wenn Boisgelin nicht die Kasse leeren würde, um seiner hirnerbrauten Verschwendungssucht fröhnen zu können. Ich sage Dir, er hat nicht für zwei Sous Verstand in seinem hohlen Gedenkopfe.“

Vollständig beruhigt legte sich Fernande mit einer geschmeidigen Bewegung ihres schlanken Körpers wieder ins Bett zurück. Ihr Mann war nichts als ein plumper, brutaler und geiziger Mensch, der nur darauf bedacht war, so wenig Geld als möglich aus der gefüllten Kasse der Fabrik hergeben zu müssen. Und der derbe Spott, die verächtlichen Worte, mit denen er Boisgelin belegte, waren ihr ebenso viele persönliche Angriffe auf sie selbst, die sie tief verletzten.

„Mein Lieber,“ sagte sie kalt, „es ist nicht jeder dazu geschaffen, alle seine Tage in abstumpfender Lastarbeit zu verbringen, und die, die das Geld haben, thun recht daran, es nach ihrem Gefallen anzuwenden und sich die höheren Genüsse des Lebens dafür zu verschaffen.“

Delabeau wollte heftig erwidern; aber er bezwang sich plötzlich. Wozu sollte er sich bemühen, seine Frau zu seiner Ansicht zu bekehren? Er behandelte sie als verzogenes Kind, ließ ihr in allen Dingen ihren Willen, ohne sich bei ihr je über die Fehler zu erzürnen, die er bei andern so scharf tadelte. Er bemerkte gar nicht, welch sinnloses Leben sie führte, denn in Bezug auf sie war er selbst sinnlos, sie war das glänzende Geschmeide, nach welchem er heiß verlangt hatte, und das er nun überglücklich war in seinen plumpen Arbeiterhänden halten zu können. Er liebte sie immer mit neuer Leidenschaft, wenn er nach hartem Tagewerk aus den schwarzen Werkstätten, dem dröhnenden Lärm, der rauchigen Luft der Fabrik in ihr Schlafzimmer kam, und sie in ihrer herrlichen Schönheit, einen berausenden Duft ausströmend, im Bette fand. Sie blieb

ihm die bewunderte, die angebetete Frau, das Idol, dem gegenüber sein Verstand und seine Manneswürde widerspruchslos verstummten, an die kein Schatten eines Verdachts sich heranwagte.

Es folgte ein Stillschweigen. Delabeau legte sich seinerseits zu Bette, ohne vorerst noch die kleine elektrische Lampe auf dem Nachtkästchen zu verlöschen. Eine kurze Weile lag er unbeweglich, mit offenen Augen. Dicht neben sich fühlte er die Wärme und den Duft des schönen Körpers seiner Frau, sah er die seidenweiche Haut der Arme und der Brust aus den Spitzen hervorstrahlen. Fernande war schon dem Einschlummern nahe, ihre Augen waren geschlossen, und ihr vor Ermüdung blaßes Gesicht ruhte, verführerischer als je, inmitten der dunkeln Flut ihrer Haare.

Ihr Gatte wandte sich gegen sie und drückte einen Kuß auf eine eigensinnige Locke hinter ihrem Ohr. Da sie sich jedoch nicht rührte, glaubte er, daß sie schmolle, und wollte sie versöhnen, wollte ihr beweisen, daß er die Schwachheiten des Luxusbedürfnisses begreife.

„Mein Gott, ja, er soll meinerwegen die zehntausend Frank noch haben, wenn er solches Verlangen nach einem Automobil hat. Was ich dagegen sagte, war nur aus Vorsicht. — Die Jagd war sehr schön heute.“

Sie antwortete noch immer nicht. Aus ihren leicht geöffneten roten Lippen, zwischen denen die weißen, festen Zähne hervorstrahlten, kam der warme und rhythmische Hauch ihres Atems, während ihre weiße Brust sich schwach hob und senkte. Sie lag mit gelösten Gliedern, die Decke halb zurückgeschoben, als schließe sie den Rausch der Genüsse des Tages aus.

„Fernande, Fernande!“ rief Delabeau leise, indem er sie abermals mit einem leichten Kuß berührte.

Dann, als er sah, daß sie wirklich schlief, ließ er mit einem schwachen Seufzer ab.

„Gute Nacht, Fernande!“

Nachdem er die Lampe abgedreht hatte, legte er sich wieder nieder. Aber er konnte keinen Schlaf finden, seine Augen blickten weit geöffnet in die Dunkelheit des Zimmers. In fieberhafter Unruhe neben dem warmen und duftenden Frauenkörper an seiner Seite liegend, geriet er mit seinen Gedanken wieder auf die Befürchtungen, auf die schweren Besorgnisse, die ihm die Lage der Fabrik einflößte. Und in diesem peinlichen Zustand der Schlaflosigkeit vergrößerten sich die Schwierigkeiten vor seinem Geiste, sah er die Gefahr einer düstern Zukunft so nahe, so greifbar wie noch nie. Klar stand ihm die Ursache des Ruins vor Augen, diese wahnsinnige Genußsucht, diese krankhafte Eile, das kaum gewonnene Geld zu verschleudern. Jrgendwo klappte ein Abgrund, in den der Reichtum unablässig sich ergoß, fraß ein entsetzliches Geschwür, das alle Gesundheit, alle Kräfte verzehrte. Er, der gewohnt war, aufrichtig gegen sich selbst zu sein, prüfte sein Gewissen und konnte keinen Vorwurf gegen sich entdecken. Zeitig morgens auf seinem Posten, verließ er am Abend als letzter die Werkstätten, überwachte und leitete alles, führte die große Schar seiner Untergebenen, so wie er ein Regiment geführt hätte, dabei bemüht, gerecht in seiner Strenge zu sein. Alle seine ungewöhnlichen Fähigkeiten waren in steter Thätigkeit, er arbeitete mit außerordentlicher Klarheit und Zweckmäßigkeit, mit der ehrlichen Hingabe eines Kämpfers, der siegen will um jeden Preis, oder untergehen. Und er litt entsetzlich darunter, daß er sehen mußte, wie sein Wert trotz seines Heldentums dem Untergang zuglitt, in Folge einer langsamen Zerstörung alles dessen, was er schuf, in Folge einer unablässigen Unterwühlung, von der er nicht wußte, woher sie ausging, und der alle seine Energie nicht steuern konnte. Die unaufhörlichen Geldansprüche Boisgelins, das, was er seine sinnlose Lebensführung nannte, seine gierige Genußsucht, waren zweifellos das Krebsgeschwür, das die Werke verzehrte. Aber wer verblendete ihn so, woher entstand der Wahnsinn dieses Menschen, für den ihm, dem vernünftigen, nüchternen, festgefügtten Arbeiter, der Trägheit und Genußsucht verachtete, jeder Begriff fehlte?

Und Delabeau ahnte nicht, daß die Vergifterin, die Zerstörerin dicht an seiner Seite lebte, daß es seine geliebte Fernande war, die schöne, schlaue und geschmeidige Frau,

Feuerlösch einft und jetzt.

die da neben ihm schlief, und deren Duft ihn berauschte. Während er in dem Ruch der Werkstätten, in der glühenden Ausstrahlung der Ofen alle seine Kräfte aufbot, um aus der qualvollen Mühe der Arbeiter möglichst viel Geld zu erpressen, erging sie sich in kostbaren, hellen Toiletten unter den Bäumen der Guedache, verschwendete Unsummen auf die tollen Einfälle ihrer Saune, verkaufte mit ihren weißen Zähnen gleich Pastillen die Hunderttausende von Franks, die tausend Lohnsklaven unter den dröhnenden Schlägen der Dampfhammer für sie schmiedeten. Und eben jetzt, während er, mit offenen Augen in die Finsternis starrend, sich das Gehirn zermarterte und sich fragte, auf welche Weise er die großen Summen, deren er bedurfte, aufbringen sollte, schlief sie an seiner Seite, ihr Körper dicht an dem seinigen, den Rausch ihrer heftigen Freuden aus, geschwellt, übersättigt, so ermattet vom Genuß, daß ihr schwacher Atem kaum ihre Brust hob.

Endlich schlief er ein und träumte, daß feindliche Dämonen den Boden der Werke unterwühlten, und daß alle ihre Gebäude in einer stürmischen Nacht unter Donner und Blitz von der Erde verschlungen werden würden.

An den folgenden Tagen gerieten die Gedanken Fernandes eintigentlich wieder auf die Befürchtungen, denen ihr Mann Ausdruck gegeben hatte. Wenn sie sich diese auch mit seiner angeblichen Sucht, Geld aufzuhäufen, mit seinem Haß gegen die Genüsse des Luxus erklärte, so konnte sie sich doch bei dem Gedanken an einen möglichen Ruin eines Schauers nicht erwehren. Wenn Bösgelinn zu Grunde gerichtet wäre, was würde aus ihr? Das würde für sie nicht nur das Ende dieses köstlichen Lebens bedeuten, das sie von Jugend auf heiß ersehnt hatte, als Entschädigung für das Elend von einst, für abgetretene Schuhe und fadenfarbige Kleider, für mühseliges Erwerb bei ausbeuterischen Menschen; sondern das wäre auch die Rückkehr nach Paris als Unterlegene und Herabgekommene, eine Wohnung für tausend Frank in irgend einem entlegenen Viertel, eine kleine Anstellung für Delabeau, und die ganze Widerwärtigkeit und Erniedrigung eines armseligen Haushalts für sie. Nein, nein, das durfte nicht sein, um keinen Preis wollte sie sich die goldene Beute entreißen lassen; sie kammerte sich an das Eroberte mit aller Kraft, mit aller heißen Bier ihrer Seele. In dem herrlich schönen, schlanken Körper dieser Frau, unter ihrer verführerischen Grazie, barg sich eine grausame Raubtiernatur von unerfättlichem Blutdurst. Sie war grimmig entschlossen, ihren Begierden nicht den geringsten Zwang aufzuerlegen, ihre Genüsse bis zur Reize auszukosten, ohne sie sich von jemand verwehren oder auch nur vermindern zu lassen. Diese ruhige und schmutzige Fabrik, deren Hämmer sie Tag und Nacht ihr Wohlleben schmieden hörte, betrachtete sie wie einen widerlichen Ort, wo sich die Häßlichkeiten des Lebens bargen; die Arbeiter, die an der Höllenglut der Ofen brien, damit sie ihr Dasein behaglicher, genüßreicher Trägheit führen könne, waren ihr eine Art von Haustieren, die sie ernährten und zu ihrer Bequemlichkeit dienten. Niemals setzte sie ihre kleinen Füße auf den schwarzen buckligen Boden der Werkstätten, und niemals nahm sie das geringste Interesse an der menschlichen Herde, die an ihrer Thür vorüberzog, von der mörderischen Arbeit zu Boden gedrückt. Aber diese Herde gehörte ihr, diese Fabrik gehörte ihr, und der Gedanke, daß man sie bedrohen, ihren Untergang herbeiführen könnte, brachte ihr ganzes Wesen in Aufruhr, forderte sie zu wütender Gegenwehr heraus wie ein Angriff auf ihre eigne Person. Daher wurde jeder, der den Werken schadete, ihr persönlicher Feind, ein gefährlicher Verbrecher, den sie mit allen ihr erreichbaren Mitteln zu beseitigen trachtete. Daher war ihr Haß gegen Lucas in stetem Wachsen begriffen seit ihrer ersten Begegnung, seit jenem Mittagmahl auf der Guedache, wo sie mit ihrem feinen Fraueninstinkt sofort in ihm den Mann gespürt hatte, der ihr den Weg versperren würde. Und in der That war er ihr immerfort ein Hindernis gewesen, und nun drohte er gar, die Werke zu rücken, sie selbst in unerträgliche Mittelmäßigkeit zurückzuschleudern. Wenn sie ihn gewähren ließ, wars vorbei mit ihrem Glück, stahl er ihr alles, was ihr das Leben wertvoll machte. Und von mörderischer Wut erfüllt unter ihrer reizenden Außenseite, dachte sie nur noch daran, wie sie ihn unschädlich machen könnte, und träumte von wilden Thaten, mit denen sie ihn vernichtete.

(Fortsetzung folgt.)

Wie weit im Altertum die Menschen in der Organisierung bedeutender Kräfte zur Abwehr der Feuergefahr, zum Löscheln bei ausgedehnten Bränden gekommen sind, was sie geleistet, welche Organisationen sie geschaffen haben, entzieht sich unsrer Kenntniss, da fast nichts darüber berichtet ist. Nur in einem alten ägyptischen Papyrus aus dem zweiten Jahrtausend vor Chr. Geb. finden sich einige Nachrichten, die auf einen geordneten Löschdienst hindeuten. Dagegen wissen wir von dem Löschdienst in den blühenden griechischen Städten, sowie aus den Zeiten der Welt Herrschaft der römischen Republik gar nichts, wenn wir auch annehmen müssen, daß namentlich in den größeren Städten, vor allem in Athen und Rom, dauernde Einrichtungen, Brandwachen und Löschgeräte, bestanden haben.

Im kaiserlichen Rom und auch wohl früher hielten sich vornehme Leute ihre eignen Privat-Feuerwehren, die bei Bränden in der Stadt jedenfalls in freiwillige Hilfsaktion traten. Daneben richtete aber der Kaiser Augustus bereits eine öffentliche Feuerwehr ein, die in besonderen Räumen untergebracht war. Diese 7000 Mann, *vigiles* genannt, thaten auch Sicherheitsdienst; sie waren in 7 Kohorten zu je 1000 Mann geteilt, die von je einem „Centurio“ befehligt wurden, während das Oberkommando ein „Tribun“ führte; wir würden denselben passend mit Branddirektor übersehen können, während die Centurionen Brandmeister wären. Bei jeder Kohorte befanden sich eine Anzahl „*buccinatores*“ (Hornisten), jedenfalls zur raschen Alarmierung bestimmt sowie zum Signalgeben nach Kommando für einheitliche Aktion, außerdem hatte jede Kohorte besondere „*aquarii*“ (Wasser- oder Löschmannschaft) sowie einen „*Siphonarius*“. Der letztere wird vielfach als Spritzenmeister angesehen, indem die *siphones*, welche die kaiserl. Feuerwehr zweifellos besaß, mit Spritzen versehen werden. Die Druckpumpe ist ja auch bereits um 250 vor Chr. in Alexandria erfunden und von Heron mit einem Windfessel versehen worden, so daß die Möglichkeit, daß die kaiserliche Feuerwehr in Rom Spritzen besessen hat, die einen andauernden Strahl entsenden konnten, gar nicht von der Hand zu weisen ist. Immerhin ist es auffallend, daß keine genaueren Nachrichten zu uns gekommen sind, so daß es nicht unwahrscheinlich ist, daß die *siphones* nur bestimmte Vorrichtungen an der Wasserleitung waren, und der *Siphonarius* kein Spritzenmeister, sondern ein Aufseher über die Wasserleitung gewesen ist.

Der Kaiser Trajan verstärkte die kaiserliche Feuerwehr noch um eine Abteilung „*fabri*“ (Handwerker), was auf die Wichtigkeit des Einreißens bei Bränden hindeuten scheint. Sollten übrigens die Löscheinrichtungen Roms auch vollkommener gewesen sein, so wurden sie jedenfalls durch den Nuzum der Barbaren vernichtet, und die Entwicklung des Feuerlöschwesens im Mittelalter knüpfte nicht an die römischen Ueberlieferungen an. Das Zusammenwohnen in Städten vermehrte die Gefahr bei Bränden, je enger die Städte gebaut waren; und bei den wenig friedlichen Zeiten umgürteten sich ja alle Städte mit festen Mauern zum Schutz gegen Feinde, die damals häufig die allernächsten Nachbarn waren. Deshalb war es dringend notwendig, allgemeine Vorschriften über das Verhalten der Bürger bei Feuergefahr zu treffen. So entstanden im 13. Jahrhundert in Deutschland die ersten Feuerordnungen, von welchen wir wissen. Eine der ältesten, wenn nicht überhaupt die älteste, ist die der Stadt Wien, welche Rudolf von Habsburg im Jahr 1278 erlassen hat, nachdem die Stadt zwei Jahre vorher von einer großen Feuersbrunst heimgesucht war. Diese Feuerordnung sowie die folgenden anderer Städte enthalten genaue Vorschriften über die Beteiligung der Rünste am Löschdienst, Bestimmungen über die Arbeiten auf dem Brandplatz sowie auch Strafvorschriften wegen feuerpolizeiwidriger Handlungen oder Unterlassungen. In allen Feuerordnungen des Mittelalters finden wir die Bestimmung, daß bei ausbrechendem Brande die Stadttore sofort zu schließen seien, und die Bürger die Mauern in verteidigungsfähigem Zustand zu besetzen hätten. Die Allgemeinheit dieser Maßregel beweist, daß sie notwendig war; oft genug mag ein Brand böswilliger Weise von Feinden oder auch von herumstreifendem Gesindel angelegt worden sein, das in der Verwirrung des Brandes gute Bente zu machen hoffte.

Daß alle Maßregeln zu jener Zeit doch sehr unvollkommen waren, beweist u. a. auch der Umstand, daß sie häufig geändert wurden, besonders nach großen Bränden. In Wien z. B. fand 1525 ein großes Schadenfeuer statt, bei welchem 416 Häuser zerstört wurden; auch in den nächsten Jahren, während der Belagerung durch die Türken im Jahre 1529 sowie in dem darauf folgenden Söldneraufstand erwiesen sich die Löschvorrichtungen als durchaus ungenügend. Es wurde daher vom Stadtrat auf Befehl Kaiser Karls V. im Jahre 1534 eine neue Feuerordnung erlassen, in der wir zum erstenmal Vorschriften für einen ständigen Feuerwächter finden. Es ist das der „*Turner auf Sankt Stefens Turm*“, der die Pflicht hatte, bei ausbrechendem Brande die Glocke zu läuten und durch Aussteden einer roten Fahne bei Tage, einer roten Laterne bei Nacht die Richtung des Brandes anzuzeigen.

Diese Feuerordnung fällt bereits in die zweite Periode der Entwicklung des Feuerlöschwesens, die man von der Erfindung der Feuerspritze an datieren kann; dieselbe ist im Jahre 1518 zu Augsburg von dem Goldschmied Anton Platner erfunden worden. Aller-

dings rief diese Spritze oder „Wasserkunst“, wie man sie damals nannte, nicht sofort einen großen Umschwung hervor. Die Platinische Wasserkunst gab keinen unmittelbaren Strahl, sondern war eine einfache Slosspritze, außerdem war sie trotz mehrerer von Nürnbergern angebrachten Verbesserungen ein schwerfälliges und umständlich zu bedienendes Ingerät, so, daß es nicht gerade verwunderlich ist, wenn sie nicht sehr schnellen Eingang und großes Vertrauen fand. Noch im Jahre 1677 heißt es in der Feuerordnung der Stadt Dortmund, daß die

am Zimmerhoff vorhandene Wasserprögen zwar auch bei des Feurs Noth gebraucht werden soll, aber es soll sich die Bürger-schaft nicht zu viel darans verlassen, weniger auf dieselbe warten, sondern gestraß daran sehn, wie dem Feur sonst am besten zu steuren*.

Diese Feuerordnung fällt bereits in jene Zeit, von welcher man die dritte Periode in der Entwicklung des Feuerlöschwesens zu zählen pflegt, in die Zeit nach jenen großen Erfindungen, welche es erst ermöglichten, die alte Wasserkunst zur modernen Feuerspritze umzugestalten. Die erste dieser Erfindungen ist die des Windstessels. Bielsch nennt man den holländischen Maler von der Heyden (1637—1712) als den Erfinder dieser Einrichtung; erfunden ist der Windstessel aber in Deutschland, und zwar von dem Nürnberger Zirkelschmied Hans Hautsch, der schon im Jahre 1655 seine mit Windstessel versehenen Spritzen anbot.

Somit standen dem Feuerlöschwesen zu Anfang des 18. Jahrhunderts schon wesentlich dieselben Waffen zu Gebote, wenn auch noch nicht ganz so vollkommen ausgebildet, wie unsrer Zeit. Trotzdem hören wir bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts hinein immer wieder von verheerenden Feuersbrünsten, denen ganze Stadtviertel zum Opfer fallen; wir erinnern nur an den großen Brand zu Hamburg im Jahre 1842, durch welchen 1749 Häuser zerstört wurden. Der Grund hierfür liegt wohl darin, daß für den Löschdienst nicht geschulte, also undisciplinierte Massen von Bürgern zur Verwendung kamen, die verpflichtet waren, auf dem Brandplatz zu erscheinen, ohne doch für ihre Thätigkeit daselbst besonders eingeleit zu sein. In Paris wurde bereits 1716 ein besonderes Feuerwehrcorps organisiert, dessen Einrichtung in den größeren Provinzialstädten Nachahmung fand. In Frankreich sind dann auch große um sich greifende Brandkatastrophen seit dieser Zeit viel seltener zu verzeichnen gewesen, als in Deutschland.

Hier rechnet man die vierte Entwicklungsstufe im Feuerlöschwesen, in der wir uns noch gegenwärtig befinden, gewöhnlich von der Einrichtung der ersten berufsmäßigen, militärisch organisierten Feuerwehrcorps an. In Berlin wurde im Jahre 1851 in Berlin eingerichtet, und deren 50jähriges Bestehen den Anlaß zu der Internationalen Ausstellung für Feuerschutz und Feuerrettungswesen in Berlin gegeben hat. Es muß indes betont werden, daß Ansätze zu einer Organisation berufsmäßiger Feuerwehren auch schon vorher vorhanden waren. In Wien zum Beispiel wurde im Mai 1769 eine Feuerordnung erlassen, welche dem Stadtunterkammerer 40 Mann, „Feuerwehrcorps“ und „Feuertageelöhner“ sowie eine Anzahl Bauhandwerker unterstellte. Auch mußten bei Tag und Nacht im Unterkammereramt angeführte Pferde in Bereitschaft stehen.

Neben den berufsmäßigen Feuerwehren, welche heute in allen Großstädten vorhanden sind, haben wir in Deutschland in allen kleineren Städten Pflichtfeuerwehren oder auch freiwillige Feuerwehren, die ebenfalls fast militärisch organisiert sind und regelmäßige Übungen abhalten. Die erste derartige freiwillige Feuerwehr wurde in Meissen im Jahre 1840 eingerichtet; bahnbrechend in dieser Richtung wirkte die 1846 in Durlach errichtete Pflichtfeuerwehr. Bei dem großen Brande des Hoftheaters in Karlsruhe bewährten sich die herbeigeeilten Durlacher durch ihre Ordnung, Disciplin und Schlagfertigkeit ganz vorzüglich, so daß sie das größte Aufsehen erregten, und nach ihrem Muster wurde in den nächsten Jahren eine überaus große Zahl freiwilliger Feuerwehren eingerichtet. Diese Entwicklung ging rasch weiter. Im Jahre 1898 bestanden im Deutschen Reich*)

12 067 freiwillige Feuerwehren mit 628 063 Mann
13 937 Pflichtfeuerwehren „ 821 452
zus. 26 004 organisierte Feuerwehren „ 1 449 515 „

Den selben standen etwa 45 000 Spritzen, 100 000 Hydranten und 8 Millionen Meter Schläuche zur Verfügung.

Daneben entwickelten sich die Berufsfeuerwehren nach dem Muster der Berliner ebenfalls rasch. In Berlin wurden 18 ständige Feuerwachen eingerichtet, auf deren jeder zur ständigen Bewachung der Spritze, Geräte und Gespanne 1 Oberfeuermann und 4 Feuer-männer anwesend waren; die Bedienung, 12 Mann für jede Spritze, lagen in den fünf Depots, in welchen 2—3 Wagen bereitgestellt waren, und auf der Hauptwache, von wo sie direkt nach der Brandstelle ausrückten. Die ganze Wehr bestand aus 1 Branddirektor, 1 Brand-inspektor, 4 Brandmeistern, 40 Oberfeuermännern, 180 Feuermännern und 771 Spritzenmännern.

Die Organisation der Berliner Feuerwehre bewährte sich außer-ordentlich gut und errang sich schnell große Beliebtheit. So brachte der „Bladderadaß“ im Jahre 1852 zwei Bilder, auf deren erstem sich zwei frühere Feuerleute bedächtig der Brandstelle nähern. „Na, Gott sei Dank, da wären wir endlich,“ sagt der eine. — „Wo is denn der Feur?“ fragt der andre das Publikum. „Der

Feur ist vorbei,“ antwortet jemand, auf einen Schutthaufen weisend, „da drüben is die Brandstelle. Aber wissen Se, Manneten, det schadet nicht, die 15 Dabler kriegen Se doch, dem Se, sin de erste Spritze, die gekommen is.“ Das andre Bild dagegen zeigt ein Schlafzimmer, dessen Bewohner plötzlich aufwachend im Bett halb aufgerichtet fragt: „Herr Gott, was ist denn los?“ Im Zimmer steht ein Feuermann der neuen Feuerwehre und sagt beruhigend: „Schlafen Sie ruhig weiter, Herr Stadtrat! Es is nicht, Ihr Bette hat man bloß jebraunt, aber es is schon alles vorbei.“

Die Zahl der nach Berliner Muster eingerichteten Berufsfeuerwehren beträgt gegenwärtig 60; in kleineren Städten ist die Aufbringung der Kosten schwierig, weshalb die freiwilligen Feuerwehren überwiegen. In Wien wurde die Feuerwehre im Jahre 1862 erheblich reorganisiert, wobei acht Depots außer der Centrale errichtet wurden; dann erfuhr sie im Jahre 1884 noch einmal vollständige Umgestaltung; sie wurde vom Stadtbauamte getrennt und unter einen eignen Kommandanten gestellt; außerdem erfuhr sie eine weitergehende Decentralisation und erhebliche Verstärkung an Ge-räten und Mannschaften. Die damals geschaffene Organisation ist noch heute vorhanden und funktioniert außerordentlich schnell und sicher.

Einen großen Fortschritt bedeutete bei allen Berufs-Feuerwehren die Einführung der Dampfspritze, die nach englischer Vorgang bei uns zuerst von der Hamburger Feuerwehre eingeführt und jetzt bei allen Berufs-Feuerwehren, sofern sie nur einige Bedeutung haben, zu finden ist.

Weiter ist das moderne Feuerlöschwesen dadurch allen früheren ganz außerordentlich überlegen, daß heute ein ganz ausgezeichnet funktionierendes Meldewesen sich entwickelt hat. Dasselbe steht in innigstem Zusammenhang mit der Entwicklung der Electricität. In der That ist ja die Schnelligkeit, mit welcher die Feuerwehre bei einem Brande eintreffen kann, ganz außerordentlich abhängig nicht nur von der steten Bereitschaft zum Ausrücken, sondern in erster Linie auch von der raschen Benachrichtigung. Es war daher natürlich, daß die aufkommende Telegraphie in den Dienst der Feuerwehre gestellt wurde; je bedeutender sich die elektrische Zeichengebung entwickelte, um so umfangreicher war auch ihre Anwendung bei der Feuerwehre. In kleineren Städten allerdings verbreitet sich die Nachricht eines Brandes von selbst sehr rasch; außerdem sind die Entfernungen gering, so daß das Meldewesen verhältnismäßig einfach sein kann. In Großstädten dagegen läuft in den einzelnen Feuerwehrcorps ein ganzes Netz von Drähten zusammen, durch welche telegraphische und telephonische Verbindung mit den anderen Stationen und der Centrale, sowie mit den Polizeibureaus und zahlreichen über die Stadt verteilten automatischen Feuermeldern hergestellt wird.

Neben dem Meldewesen, das sich ausgezeichnet bewährt und in den Großstädten ein außerordentliches Gefühl der Sicherheit gegen Feuersgefahr hervorgerufen hat, spielt heute bei allen Feuerwehren auch der Rettungs- und Samariterdienst bei Halberstädten oder sonst bei dem Feuer Verunglückten eine hervorragende Rolle; die Mannschaften werden in geeigneter Weise direkt für diesen Dienst vor-gelbnet. Außerdem hat in den letzten Jahrzehnten auch eine weit-gehende Entwicklung in der Ausrüstung der einzelnen Leute mit randsicherer Kleidung eingesezt. Auf Einzelheiten können wir hier nicht weiter eingehen, es werde nur erwähnt, daß die Feuerwehrcorps heute bereits ohne Ersüdungsgefahr in den dicksten Qualm eindringen können. —

Dr. Bruno Vorhardt.

Kleines Feuilleton.

— Die Baumwollkultur in China. Die Zeit der Einführung der Baumwolle nach China ist mit Bestimmtheit nicht anzugeben. Zuerst scheint die Kultur in Kwantung, in welcher Provinz Kanton liegt, festen Fuß gefast zu haben. Jetzt wird die Baumwolle im ganzen Chinesischen Reiche gebaut; indessen wächst die Baumwolle, die nach den Seehäfen gebracht wird, nicht weiter als 400 Meilen von der Küste entfernt. Das Säen der Baumwolle findet Ende April statt, nachdem der Boden vorher besonders dazu vorbereitet worden ist. Das Bearbeiten des Bodens wird entweder mit der dreizinkigen Gade oder mit dem mit einem Büffel bespannten Pfluge ausgeführt. Der letztere ist von der größten und einfachsten Konstruktion; er ist nicht viel mehr als ein gekrümmter, an einer dünnen, eisernen Platte befestigter Baumast, welcher den Boden nur fünf oder sechs Zoll tief auflockert.

Das Land wird in kleinen Teilen durch Pflanzler bestellt, welche ihre eigne Arbeitskraft und die ihrer sämtlichen verfügbaren Familien-mitglieder dem kleinen Stück Land zuwenden, welches sie ihr eigen nennen und welches selten so groß ist, um die Einstellung von Miets-arbeitern zu erfordern.

Der Samen wird meistens mit der Hand ausgestreut, zum Teil wird er auch in regelmäßigen Reihen gepflanzt und mit den Fäßen in den Boden eingestampft. Nachdem die Pflanzen aufgegangen sind, werden sie sorgfältig behaft und gejätet, und wenn der Samen mit der Hand gesät worden ist, werden die Pflanzen so gesichtet, daß sie in Zwischenräumen von ungefähr 15 Zoll stehen. So bald die Pflanzen die Höhe von 18 Zoll erreicht haben, wird der Hauptstengel meist abgeschnitten, um die Zweige zu verstärken. Das Einern der Baumwolle geschieht mit der Hand. Wenn der Pflanzler einiger-

*) Nach der Statistik des 15. deutschen Feuerwehrtages zu Charlottenburg.

maßen Erfolg hat, erhält er von jedem Hinstel eines Acre Landes eine Ernte von 200 Pfund Baumwollsaamen, welche indessen nur 67 Pfund gereinigte Baumwolle ergeben.

Der Baumwollpflanzler in China ist in vielen Fällen in derselben Lage, wie viele Pflanzler im Süden der Vereinigten Staaten: er muß ein Darlehn auf seine Ernte für seinen Lebensunterhalt aufnehmen und dafür 2 oder 3 Proz. im Monat bezahlen, was in China nicht als Wucher angesehen wird. In den meisten Fällen tritt zu den Einkünften des Pflanzers aus dem Landbau noch der Verdienst der Familienangehörigen vom Spinnen und Weben hinzu, wodurch es der Familie möglich wird, nach ihren Anschauungen bequem zu leben.

ie **Röntgenbilder eines chinesischen Frauenfußes** veröffentlicht das „British Medical Journal“ nach Photographien, die ein englischer Arzt, Dr. Duncan Thomson, aus Hankau eingesandt hat. Ueber die künstlich verstümmelten Füße der chinesischen Frauen, die berühmtesten „goldenen Lilien“, ist unendlich viel geschrieben worden, aber noch nie hat man die Art ihrer Verunstaltung so deutlich vor sich gesehen, wie in den mit Röntgenstrahlen aufgenommenen Photographien. Das eine Bild zeigt einen chinesischen Frauenfuß von der Innenseite aufgenommen, das andre denselben Fuß von der Außenseite. Die Verunstaltung wird auf doppeltem Wege erreicht, einmal dadurch, daß der Spann des Fußes gebogen wird, indem die Haken und die Ballen der Beine aneinander gepreßt werden, zweitens dadurch, daß die vier äußeren Beine unter den ersten oder großen Zeh gebunden werden. Die Folge für die Lage und Entwicklung der Fußknochen ist auf den Röntgenbildern ganz genau zu erkennen und wird von Dr. Thomson bis ins einzelne beschrieben. Da die Verunstaltung schon im Säuglingsalter geschieht, so wird die Entwicklung der Knochen gehemmt, besonders die der Mittelfußknochen, des Würfelbeins und des vorderen Endes des Ferseubeins. Der Stillstand der Entwicklung erstreckt sich dann weiter auf die Knochen und Muskeln der Schenkel. Wenn sonst körperliche Uebungen vorgenommen werden, so entwickeln sich die Hüften bei den chinesischen Frauen gewöhnlich gut, da aber eine genügende Bewegung durch die verstümmelten Füße schwierig wird, so leidet in den meisten Fällen der ganze Körperbau.

Kulturhistorisches.

— Ein Streikverbot vor 180 Jahren. Nachstehender Erlaß des Markgrafen von Baden-Durlach aus dem Jahre 1721 wirkt ein interessantes Streiflicht auf die Arbeiterverhältnisse im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts. Er lautet nach den „Münch. N. Nachr.“: „Wir Karl, von Gottes Gnaden Markgraf zu Baden und Hochberg usw. fügen hierdurch allen und jeden bey Unsrem Bergwerken, auch Schmeltz-, Hammer- und Blech-Schmidten, in denen Ober- und Nider-Landen in Dienst und Arbeit stehenden Personen kund und zu wissen, als Wir einige Zeit her mit sonderbarem Mißfallen wahrnehmen müssen, welcher Gestaltt bißhero ein so andere Arbeiter auf Unsrem Bergwerken, Schmeltz-, Hammer- und Blech-Schmidten, mit schändlicher Hindanehung ihrer abgelegten Ehd und schweren Pflichten, heimlicher Weiß austreten, und ihre angefangene Arbeit zu Unser und der Gewerkschaft großem Schaden und Nachtheil treulos verlassen, darneben auch ihre Gläubiger, denen sie ein und anders schuldig worden, böshafftig zu defrautiren suchen, Uns aber, diesem höchst-träuflichen Vegimmen in Zeiten vorzubiegen, und alle ernstliche Mittel, wodurch solche böshafftige, so Uns als Unsrem Landen und Untertanen schädlich fallende Unternehmungen gänzlich abgestellt werden mögen, hervorzufuchen allerdings obliegen will: So wollen wir, nach gemessener der Sachen Erwägung und zu künftiger exemplarlicher Bestrafung dergleichen meinediger Personen, welche von erniedten Berckern anstretten, ihre Arbeit verlassen, und allerhand Schaden causiren, hiermit gesetzet und geordnet haben, daß solchen ohne einige erhaltene Erlaubnuß austretenden Delinquenten künftighin, ohne weitere Citation und laugen Antrieb, der Name an den Galgen geschlagen, und sie dadurch ehrlös und ganz unthätig gemacht werden sollen, anderer Orten mehr in Diensten zu stehen, worneben Wir uns auch, falls selbige wieder zur Hand gebracht werden können, deren fernere mehrers empfindliche Bestrafung bevor behalten. Und dieses ist unsrer erstler Will und Meinung, wornach sich ein Jeder zu richten und vor Schimpf und Schaden zu hüten wissen wird. Signatum Carols-Ruh, den 8. Febr. 1721.“

Meteorologisches.

— Verheerung durch einen Kugelblitz. Zu den rätselhaftesten und seltensten Erscheinungen in der Atmosphäre gehören die kugelförmigen oder globulären Blitze. Am 2. Juni wurde in der Nähe von Mendonshurg ein Bauernhof durch Blitzschlag eingestrichelt, und wie der „Nöln. Bzg.“ von sachkundiger Seite mitgeteilt wird, handelt es sich in diesem Fall um einen kugelförmigen Blitz. Der Besitzer des Gehöfts besaß sich mit seiner Ehefrau im Wohnzimmer, als sie plötzlich in der Nähe des Spiegels einen kreisrunden, sich drehenden Feuerball sahen, der bald platzte und verschwand. Das Meteor hinterließ einen starken, schwefeligen Geruch, welcher die Anwesenden zwang, das Zimmer zu verlassen. Ein Knall war nicht verkommen worden. Als die Personen das Freie gewonnen hatten, sahen sie zu ihrer Ueberraschung

wie zu ihrem Schrecken, daß das ganze Gebäude in Flammen stand. Dasselbe brannte völlig nieder, trotzdem die Feuerwehr rasch zur Stelle war. — Das Eindringen und längere Verweilen von Kugelblitzen in Gebäuden ist nicht selten beobachtet worden; bisweilen schwebte die Blitzkugel in einer gewissen Höhe durch das Zimmer oder rollte über den Boden. Seltener sieht man Kugelblitze aus der Luft herabkommen; ein solcher Fall ereignete sich im April 1719, als nachts drei feurige Kugeln sich auf die Kirche zu Quesnon bei Brest herabsenkten und sie zerstörten. Merkwürdig ist übrigens, daß die zahlreichsten Fälle von Kugelblitzen aus Schleswig-Holstein und Dänemark bekannt sind. —

Geologisches.

— Erdbeben in Sachsen. Die Erdrerschütterungen im südlichen Teile des Vogtlandes dauern nun schon seit reichlich 14 Tagen an und wiederholen sich meist mehrmals an jedem Tage, ohne daß die Bevölkerung dadurch besonders beunruhigt würde. Man ist aus den letztvergangenen Jahren, wo die Erschütterungen auch bei stärkeren Stößen ohne Schaden anzurichten vorübergegangen sind, an diese Kundgebungen der im Erdinnern arbeitenden Naturkräfte gewöhnt und läßt sich von den Geologen dahin belehren, daß nicht vulkanische Gewalten, sondern Verschiebungen der Gebirgsmassen die Ursache der Stöße und des dumpfen unterirdischen Donnerrollens seien. Die ältesten Nachrichten über derartige andauernde Erdbeben im südlichen Vogtlande reichen gerade 200 Jahre zurück: „Am 12. März 1701 hat man in Adorf (und Umgebung) ein Erdbeben verspürt, welches alleweile nach einander vierzehn Tage gewähret, daß alle Häuser geschüttelt haben und die Fenster mögen zerpringen.“ Unleugbar haben aber in neuerer Zeit die vogtländischen Dauererdbenen an Häufigkeit zugenommen und wiederholen sich jetzt alljährlich. Im Jahre 1897 erfolgten in den 37 Tagen vom 24. Oktober bis zum 29. November Hunderte von Stößen, deren heftigste das ganze Vogtland, einen großen Teil des Erzgebirges, das Egerland, den (böhmischen) Kaiserwald und das Tepler Hochland erschütterten und sich bis in den Böhmerwald und das Fichtelgebirge ausbreiteten. —

Humoristisches.

— Sein Nummer. Sigerl: „Schade um den Prinzen von Wales! Er versumpft augenscheinlich; seit der Thronbesteigung nicht eine einzige neue Mode!“ —

— Eine amerikanische Ziege. Die Schicksalstüden, mit denen manche Zeitungen im Westen zu kämpfen haben, werden durch folgende Notiz des „Boversville Clarion“ illustriert: „Wir müssen uns bei unsren Lesern entschuldigen, daß wir diese Woche nicht rechtzeitig erschienen sind. Die müntere Ziege unsres jovialen Leihstallbesizers Patric Cash erschien am Dienstagabend, nachdem unsre Auflage gedruckt war, in der Druckerei und fraß in einem unbewachten Augenblick unsre ganze Auflage. Es mußten daher alle unsre redaktionellen und technischen Hilfsmittel ins Spiel gebracht werden, um schnell eine neue Ausgabe des Wlatts herzustellen. Während wir nun den litterarischen Geschmad der erwähnten Ziege bewundern müssen, werden wir doch in Zukunft unsre Druckerei geschlossen halten.“ —

Notizen.

— Testamentkünstler. Dem „Dresdener Anzeiger“ zufolge soll es sich bei Alingers Anpassungen in erster Linie um die Stiftung einer Frau Dr. M. in Freiburg i. Br. zu Gunsten der deutschen Künstlerchaft handeln, die Ernst Moriz Gehyer vereitelt haben soll. —

— Rudolf Lothars „König Harlekin“ ist von der Wiener Censur freigegeben worden und wird im September am Deutschen Volkstheater aufgeführt werden. —

— Theodor Gerlachs „Matteo Falcone“ wird in der nächsten Saison vom Berliner Opernhause zur Darstellung gebracht werden. —

— Julius Lieban, dessen Vertrag mit der Intendantur des Berliner Opernhauses am 1. Mai 1903 abläuft, will zu diesem Termin aus dem Verbands der Bühne ausscheiden. —

c. Vom 1. Mai 1900 bis zum 1. Juni 1901 wurden in New York nicht weniger als 144 neue Stücke aufgeführt; außerdem wurden 48 Renaufführungen gezählt. Diese beiden Zahlen enthalten nicht die Stücke, die von Amateur-Gesellschaften aufgeführt wurden. Ein Stück hat es auf 262 Vorstellungen gebracht. —

— In der Preiskonkurrenz um einen Schmutzbrunnen für den Universitätsplatz in Breslau erhielten Prof. Behrens (Breslau) den ersten und zwei Berliner, Hugo Lederer und Karl Himmelstoh den zweiten und dritten Preis. —

— Eine eingehende Erforschung des westsibirischen Sees Denis durch den russischen Forschungsreisenden Zanatow hat festgestellt, daß der See eine Oberfläche von 1620 Quadratkilometer und eine Durchschnittstiefe von 5–6½ Meter hat. Das stark salzhaltige Gewässer ist außerordentlich reich an Fischen. Der östlich vom See liegende See Kurgaldschin hat eine Oberfläche von 466 Quadratkilometer bei einer Durchschnittstiefe von nur 2 Meter. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblatts erscheint am Sonntag, den 30. Juni.